

Der Römerbrunnen [Fortsetzung]

Autor(en): **Guggenheim, Werner Johannes**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER RÖMERBRUNNEN

Erzählung von Werner Johannes Guggenheim

17. Fortsetzung

Alle Rechte vorbehalten!

„Ich habe es nicht vergessen. Wenn ich daran denke, ist es mir noch so gegenwärtig wie am ersten Tag!“

„Du hast mich damals nicht anhören wollen, willst du mich auch jetzt noch nicht reden lassen?“

„Nein! Ich will nichts mehr hören. Lassen wir das ein für allemal.“ Sie hatte sich gestrafft, jetzt redete sie bestimmt und knapp, ihr Gesicht hatte wieder den strengen Ausdruck. „Ich bin nicht deshalb zu Ihnen gekommen. Aber Sie werden jetzt verstehen, weshalb ich jede Zügellosigkeit hasse und warum ich mit Ueberzeugung alles bekämpfe, was die Verantwortungslosigkeit begünstigt und der gefährlichen Verwahrlosung Vorschub leistet. Denn ich habe leider erlebt, wieviel Unglück dadurch verursacht werden kann. Ich habe hier einen Artikel mitgebracht, den ich selber verfasst habe. Ich hoffe bestimmt, dass Sie ihn veröffentlichen werden. Ich habe mit verschiedenen Leuten Rücksprache genommen. Sie sind empört, dass Sie in einer so wichtigen Angelegenheit versuchen, uns mundtot zu machen. Wir werden uns das bestimmt nicht gefallen lassen! Wir haben auch bereits mit dem Verlag Rücksprache genommen. Wir haben ein grosses Inserat aufgegeben, und wir haben dafür die Zusicherung des Verlags, dass uns auch der Textteil zur Verfügung stehen wird.“

„Davon weiss ich bis jetzt noch nichts. Und ich denke, dass ich da auch noch ein Wort mitzureden haben werde“, sagte Rieter.

„Wir sind entschlossen, es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Und ich warne Sie.“

Rieter lächelte. „Danke“, sagte er. „Also eine förmliche Kriegserklärung. Nun, wir werden ja sehen, was dabei herauskommt. Ich glaube nicht, dass du viel Freude daran erleben wirst. Ueberhaupt stelle ich mir nicht vor, dass dir dein jetziges Leben sehr viel Freude machen kann, oder täusche ich mich? Du meinst es gewiss sehr gut, aber du bist dir nicht ganz klar über dich selber. Ich glaube doch, dass es notwendig wäre, wenn wir zuerst einmal über die alten Geschichten redeten. Du führst einen sehr merkwürdigen Krieg gegen mich; und du bist dabei vollkommen im Unrecht. Du bist vor lauter Eifer blind. Sonst würdest du sehen, dass dieser Brunnen der denkbar ungeeignetste Anlass ist, um deinen Zorn zu entladen. Das Werk ist schön und rein. Es braucht eine gehörige Dosis von Heuchelei und Unaufrichtigkeit, um es anders zu sehen.“

„Ich verbitte mir das! Ich zähle mich weder zu den Heuchlern noch zu den Unaufrichtigen.“

„Darum sage ich es ja“, erwiderte er ruhig. „Ueberleg dir doch einmal, was wir eigentlich, aus lauter Dummheit, aus unserm Leben gemacht haben. Du bist auf dem besten Weg, eine ganz und gar verschrobene alte Jungfer zu werden. Und ich? — ich habe mit meinem Leben auch nicht viel Gescheites angefangen. Du solltest heiraten, bevor es zu spät ist, und Kinder bekommen, bevor du zu alt dafür bist.“

Fräulein Murek konnte sich das nicht mehr ruhig mitanhören. Empört stand sie jetzt auf. Als Rieter sah, dass sie das Zimmer verlassen wollte, stellte er sich ihr rasch in den Weg. Sie blieb stehen.

„Sie werden es nicht wagen, mich am Fortgehen zu hindern!“ rief sie.

„Doch“, entgegnete er lächelnd und mit aller Seelenruhe: „das wage ich. Einmal habe ich dich weggehen lassen, bevor wir unsere Sache gehörig zu Boden geredet hatten; ein zweitesmal soll mir das nicht passieren.“

Sie eilte ans Fenster. „Entweder geben Sie mir sofort die Tür frei, oder ich rufe um Hilfe!“ drohte sie.

„Das wird sicher sehr beträchtliches Aufsehen machen“, spottete er, „aber ich bin trotzdem fest entschlossen, mich nicht einschüchtern zu lassen. Und nun würde ich dir raten, mich einmal ruhig anzuhören. Bitte, nimm wieder Platz.“

Trotzig blieb sie am Fenster. Er trat einen Schritt näher zu ihr hin. „Du hast mir also damals meine Beziehungen zu jener kleinen Opersängerin sehr übel genommen. Nun, ich will mich nicht besser machen, als ich war ...“

„Es würde dir auch nichts nützen!“

Er liess sich nicht beirren und fuhr fort: „Ich habe seither oft darüber nachgedacht, warum dann die Dinge so gegangen sind, und ich bin immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, dass wir beide uns sehr dumm benommen haben.“

Sie machte eine unwillige Bewegung.

„Ein wenig Einsicht musst du schon auch haben. Ich bin nicht allein schuld, wenn ich auch zugebe, dass ich den grösseren Teil der Schuld habe. Wir haben uns kennengelernt, als ich gerade wieder nach Burgwil zurückgekommen war. Ich war noch sehr jung, und du warst noch ein Schulmädchen. Du warst sehr hübsch mit deinem langen, offenen Lockenkopf. — Warum trägst du jetzt eigentlich diese

LIEBESLIED

Jedes Märchen hat sein Ende,
jede Sehnsucht ihren Tag,
einmal löst auch unsre Hände
leis ein letzter Herzensschlag.

Vorbewusst und vorempfunden
wissen wir um jene Zeit,
liebend füllen wir die Stunden,
voller Frühling herbstbereit.

Jedes Märchen nimmt sein Ende
und auch jeder Herzensschlag.
Komm und gib mir deine Hände,
denn noch ist's ein Frühlingstag.

Erwin Schneller

schreckliche Frisur, die dich gar nicht gut kleidet? Es ist doch wirklich schade um dein schönes Haar und dein hübsches Gesicht. Denn du bist noch immer hübsch; du willst es nur nicht mehr wahrhaben.“

„Lassen Sie mich jetzt gehen, Herr Rieter“, sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Ich denke gar nicht daran.“ Er lächelte; und sehr herzlich fügte er hinzu: „Ich lasse dich jetzt nicht gehen — und ich lasse dich überhaupt nicht mehr gehen. Ich bin fest entschlossen, unsern siebenjährigen Krieg zu beenden. Wehr dich jetzt nur noch tüchtig, es wird dir nicht mehr viel helfen. — Wie also ist es damals gewesen? Du machtest, bald nachdem wir einander kennen gelernt hatten, dein Examen und gingst ins Welschland. Aber in den Ferien haben wir uns gesehen, und hin und wieder ein Brieflein geschrieben haben wir auch. Ich habe sie noch, deine Brieflein. Und du?“

Sie blickte zur Seite, sie fingerte an ihrer Handtasche herum, das metallene Schloss knackte.

„Du hast die Briefe natürlich verbrannt, dumme Frage“, sagte er freundlich, mit ein wenig kraus gezogenen Lippen, „du bist ja sehr gründlich, und du räumst mit solchen Sachen endgültig auf. — Nachher, nachdem du aus dem Welschland heimgekommen warst, haben wir uns oft gesehen, wir haben sogar weite Spaziergänge miteinander gemacht. Erinnerst du dich noch an das Waldseelein ... denk dir, ich habe viele Jahre lang nie mehr dort vorbeigehen mögen. Dort habe ich dir einen Kuss geben dürfen ... ja, es ist schon so ... du hast es erlaubt, und du hast sogar ganz schüchtern den Kuss erwidert ... Aber eben, scheu, davon muss ich ja nun doch einmal reden, das war eben auch alles, und das war nicht genug. Du bist sehr scheu gewesen, sehr zurückhaltend, obwohl ich sicher bin, dass du mich gern gehabt hast. Du kannst es nicht gut abstreiten, oder?“

Er hielt inne, als wartete er auf eine Antwort. Aber sie sagte nichts; sie hatte wieder den Kopf gesenkt und schien sehr unsicher und befangen zu sein.

„Jene Zeit war sehr schön“, begann er wieder nach einer Weile, „ich denke noch oft daran. Und ich denke auch, dass ich damals noch ein sehr dummer Bub gewesen bin. Ich hätte wahrscheinlich viel besser getan, diese Glaswand, die du um dich herumgestellt hattest, zu durchbrechen und dich einfach zu nehmen. Aber ich traute mich nicht, und das war eben sicher dumm.“

Sie machte eine hastige Bewegung, aber sie blieb stumm.

Er sagte: „Und dann ist das geschehen, was du mir bis heute nicht verzeihen hast. In einer fröhlichen Gesellschaft habe ich eines Tages Evelyn kennengelernt. Sie war gerade vor kurzem an unser Theater engagiert worden. Sie war ein lustiges, lebenswarmes und frisches Geschöpf, nicht spröde, gar nicht spröde ... und geradezu sehr unbefangen. — Das dauerte einen Winter lang, im Frühling zog sie weg, weit fort ... und ich weiss nicht, was aus ihr geworden ist, wo sie jetzt lebt ...“

Er schwieg. In der Stille war nur das beständige leise Rollen der Druckmaschinen vernehmbar.

„Du hast die Sache erfahren“, sagte er dann, „es war auch kein grosses Geheimnis. Man hat mich oft mit Evelyn zusammengesehen. Ich hatte so meinen kleinen Jungmännerstolz, ein verwegener und von Vielen beneideter, abenteuerlicher Eroberer zu sein. — Sicher war das ganz töricht von mir. Um so törichter, als ich mir doch hätte klar darüber sein müssen, dass du diese Geschichte nicht einfach so hinnehmen konntest. Ich weiss heute noch nicht, was ich mir dabei gedacht habe. Du kannst es möglicherweise gar nicht verstehen, wenn ich dir sage, dass ich zwischen dieser Liebschaft und dir innerlich gar keine Beziehung hergestellt hatte. Das eine, das war ein Abenteuer, vergänglich, und wir wussten, dass es vergänglich war. Du warst etwas ganz anderes. Und als du mir dann schroff und unvermittelt

eine Absage erteiltest, als du mich nicht einmal mehr sehen geschweige denn anhören wolltest, da war ich zuerst überrascht. Wirklich, du, ich war nicht darauf gefasst, und ich konnte es lange nicht einmal begreifen. — Zwischen uns habe ich natürlich alles eingesehen. Es würde nun vielleicht einen gewissen Eindruck machen, wenn ich sagen würde, dass es mich reut. Aber da ich heute endlich einmal mit dir reden kann, so will ich bei der Wahrheit bleiben. Ich kann nicht sagen, dass es mich reut. Nur eine, das reut mich, nämlich, dass wir beide auf eine dumme Art und Weise auseinandergekommen sind.“

Sie streifte ihn mit einem scheuen Blick, aber sie wandte das Gesicht alsbald von ihm ab.

Er begann wieder: „Seither habe ich oft über uns nachgedacht, und ich habe dir zugesehen, und du hast mir nichts getan ...“

„Ich?“ sagte sie spitzig, „bitte wieso?“

„Sicher ist vieles von dem, was du tust, sehr gut gemeint, das will ich nicht anzweifeln, und du hast sicherlich auch schon manches Gute getan, aber bei solchen Feldzügen zur Hebung der Sittlichkeit, bei denen du schon mitgewirkt hast, hast du auch schon reichlich viel Unfug angerichtet. Man sieht es jetzt wieder. Denn es kommt ja bei dir nicht aus einer ruhigen Kraft, sondern aus dem Krampf, und das, was du tust, unternimmst du nur, um dich an mir zu rächen, überleg dir das einmal.“

„Du bist ja nicht schlecht eingebildet, mein Lieber“, erwiderte sie ausfällig.

„Sag das noch einmal!“

„Was?“

„Mein Lieber ...“

„Hab ich das gesagt? — Dann ist es mir nur so herausgefallen.“

„Immerhin, gesagt ist gesagt.“

Sie wehrte ab: „Glaub bitte nur ja nicht, dass das etwas zu bedeuten habe. Ich habe dich gar nicht damit gemeint.“

„Es ist aber sonst niemand im Zimmer“, neckte er sie.

Jetzt war sie erst recht verlegen geworden. Sie schwieg. Er begann wieder: „Schau, ich habe oft über uns nachgedacht, über mich und über dich, und ich habe beobachtet, was du tust und wie du lebst. Und ich habe mir gesagt, das kann nicht zu einem guten Ende führen. Und ich habe dir noch mehr gesagt. Ich habe mir gesagt: wenn dieses Mädchen, das dazu geschaffen ist, eine gute Frau und eine gute Mutter zu werden, sich jetzt einkapselt und nach und nach zu einer bösen, vergrämierten alten Jungfer wird, zuletzt vielleicht ein kaltes und einsames Alter hat, so bin ich, Noldi Rieter, zum allergrössten Teil daran schuld ...“

Er schwieg und war jetzt zum ersten Male auch ein wenig befangen. Sie hatte sich abgewandt und hielt den Kopf gesenkt. Erst nach einer Stille sagte sie leise und mit einem sonderbaren Ton: „Das siehst du also doch endlich ein.“

„Das habe ich ja doch wohl einsehen müssen, Agathe.“

„Sehr spät siehst du das ein, sehr spät.“

„Wir wollen nun doch nicht wieder allzu stark auf uns selbst treiben“, entgegnete er lächelnd, „du bist auch erst dreissig.“

„Achtundzwanzig und ein halb!“ berichtigte sie.

Er schaute sie vergnügt an, aber sie wich seinem Blick noch aus. „Wenn man dich so sieht, würde man dich vielleicht viel älter halten. Aber du gibst dir ja auch reichlich Mühe, möglichst alt und unvorteilhaft auszusehen“, bemerkte er launig, „das ist aber auch ein abwegiger Einfall von dir, dich in eine halbe Nonnentracht zu kleiden, mit einem hohen geschlossenen Kragen bis zum Kinn. Dafür wäre es noch achtzig früh genug, und dir das Haar so straff zu ziehen und es zu verstecken, es fehlt ja nur noch, dass du dir eine richtige Altjungfernhäube zulegst. Und alles das nur wegen. Ich hätte ja wirklich einigen Anlass, hochzufrieden zu sein.“

Alois E. Wittlin

Der Zufall hat uns letztthin an einem kalten Sonntag am Genfersee mit dem Berner Alois E. Wittlin zusammengeführt, just, als ihm der mächtig blasende Biswind die Staffelei zum x-ten Male umwarf und sein Bild im Fallen beschädigt wurde. Der Maler warf seine Leinwand aus «Täubi» in die Wellen.

Wittlin ist ein ausgesprochener Amateurmaler mit recht viel Temperament, ein Samstagnachmittag- und Sonntagmaler, denn seine Beschäftigung irgendwo in der Industrie verunmöglicht ihm während den Wochentagen jede maleistische Tätigkeit. Aber in den freien Stunden zieht er hinaus in die Landschaft und greift zu Pinsel und Farben. Er muss malen, muss weiter beschäftigt sein, und zwar angestrengt, und doch findet er dabei die ersehnte Erholung und Zerstreuung. Nichts kann ihn beim Malen ablenken, die Stunden zerrinnen wie Minuten, und seine ganze Aufmerksamkeit wird durch das Schöne der Malerei gefangen. Er hat entschieden Talent, hat Sinn für alles Schöne in der Natur und zaubert sensible Landschaften auf die Leinwand. Andererseits zeigt er auch bei Porträts ein beachtenswertes Können, das, verbunden mit einem guten Schuss Humor, das Wesen eines Menschen gut zu erfassen vermag.

Wir konnten seine Bilder in seinem Dreimäderlhaus in Genf betrachten und haben ihn angemacht, einmal in dem ihm nahe verbundenen Bern auszustellen. Nun ist es soweit; bei Benador am Casinoplatz wird die Ausstellung am 17. März eröffnet, und wer sich für Bilder interessiert, möge diese nicht alltäglichen Arbeiten eines Amateurmalers berücksichtigen.



Zensur-Nr. III ah 9820

und eingebildet zu werden. Du wirst mir schon den Gefallen tun müssen, dich wieder etwas vorteilhafter anzuziehen...“
„Was soll das heissen?“ fragte sie verwundert.

„Ich meine nur, wenn wir dann heiraten...“ entgegnete er so nebenhin, als habe er etwas ganz Belangloses gesagt.

Sie machte eine rasche, unbeherrschte Bewegung. Sie brachte nicht mehr als „ja ... aber...“ über die Lippen, dann verstummte sie, aber sie wandte ihm das Gesicht zu, obwohl sie wieder über und über errötet war; verblüfft schaute sie ihn an.

Er hielt ihren Blick fest in dem seinen, warm und herzlich sagte er: „Jetzt hast du wieder deine schönen, glänzenden Augen...“

Dann schwiegen sie beide. Nach einer Weile sagte Rieter: „Meinst du nicht, Agatli, es sei am Ende noch gar nicht so viel zu spät? — Ich bin auch erst etwas über fünfunddreissig — und was vor sieben Jahren gewesen ist, das können wir vielleicht doch nachgerade gewesen sein lassen.“

„Aber seither? ...“ fragte sie mit aufflackernder Eifersucht.

Er zuckte die Achseln. „Wir können jetzt wohl nicht gut die ganzen sieben Jahre ausbeineln“, meinte er nur. „Ein wenig vernünftiger musst du das Leben schon ansehen lernen.“

„Ja eben...“ warf sie ein, ein wenig bitter, ein wenig zaghaft, ein wenig betrübt.

„Ich bin auch nur ein Mensch und kein Heiliger.“

Sie schaute ihn wieder an, während er jetzt an ihr vorbeigah, aber es klang schon ein schalkhafter Ton mit, als sie sagte:

„Nein du, ein Heiliger bist du wahrlich nicht.“

„Du kannst das aber auch nicht verlangen“, wehrte er sich, „und du kannst mir daraus auch nicht wohl einen Vorwurf machen. Was hätte ich tun sollen, nachdem du mir einfach so jählings den Laufpass gegeben hattest?“

„Und jetzt glaubst du, ich könne alles vergessen, als sei es nie gewesen, und ich könne dir nach allem wieder vertrauen?“

Er nickte eifrig.

„Oh ja, das glaube ich! Bestimmt glaube ich das! — Ich bin inzwischen auch älter geworden, und vielleicht doch auch ein wenig gescheiter. Wenigstens darf man es hoffen. — Ich habe jedenfalls ein wenig besser gemerkt, auf was es im Leben und in der Liebe eigentlich ankommt.“

Sie seufzte. „Was soll das denn nun“, fragte sie ein wenig hilflos und verzagt. „Was stellst du dir vor? Warum hast du mir das alles gesagt?“

„Damit du es endlich auch erfährst.“

„Wär ich nur nie zu dir gekommen...“

„Doch doch, es ist sehr gut, dass du gekommen bist. Wir hätten nur schon viel früher einmal miteinander sprechen sollen.“

„Ja, ist es dir denn wirklich ernst?“

„Oh ja, sehr ernst! Ich habe schon oft über mein Leben nachgedacht, und wie dumm es eigentlich mit uns beiden gegangen ist. Ich habe mir gedacht, ich verdiene jetzt genug, um eine Familie haben zu können. Aber wenn ich mir dann überlegt habe, wen ich eigentlich zur Frau haben möchte, so ist mir niemand in den Sinn gekommen, als du...“

„Und wenn ich mich inzwischen selber verheiratet hätte?“

„Du hast dich aber nicht verheiratet“, sagte er mit lächelndem Ernst, „das ist es doch gerade ... Das ist ja doch eben der springende Punkt. Du hast nicht geheiratet, ich habe nicht geheiratet. — Du hast dich als strenge Anstandsdame etabliert und bist in Sack und Asche einhergekommen; ich habe meinerseits ein paar andersartige Dummheiten begangen, aber, wenn man es näher betrachtet, war das nichts Rechtes. — Dass wir mit unserem Leben etwas Richtiges angefangen hätten, das können wir wohl beide von uns nicht behaupten. — Und warum ist das

alles so gegangen? Offenbar doch wohl nur aus dem einen Grund, weil wir beide nicht zusammengekommen sind.“

Nachdenklich sagte sie nach einer Weile: „Das glaubst du wirklich?“

„Gewiss“, bestätigte er.

„Und du meinst, ein so alter Bruch lasse sich noch heilen?“ fragte sie unsicher.

„Du brauchst von unserer schönen Jugendliebe nicht als von einem alten Bruch zu reden“, versetzte er lachend.

„Ach, du verstehst mich schon“ entgegnete sie.

Er nickte. Dann sagte er: „Ob sich ein alter Bruch heilen lässt, das weiss ich nicht. Aber das weiss ich, dass wir neu anfangen können, überhaupt erst richtig anfangen, und überhaupt erst einmal richtig zueinanderkommen, wir beide, und ich glaube, so weit wären wir jetzt.“ Er hielt inne, ernst und warm fuhr er fort: „Wenn ich nach all der Zeit und nach allem, was seither gewesen ist, das Gefühl habe, du seist doch von allen Frauen, die ich gekannt habe...“ er stockte, denn sie hatte ihm einen jähen Blick zugeworfen; dann setzte er von neuem an: „Entschuldige, aber ich muss es schon sagen, wie es ist, denn wir wollen und müssen bei der Wahrheit bleiben, sonst geht es noch einmal schief aus, also, wollte ich sagen, du seist von allen die einzige, mit der ich wirklich zusammenleben, von der ich gern Kinder bekommen, und mit der zusammen ich alt werden möchte... dann, meine ich, wäre es doch sicher sehr dumm, wenn ich dir das verschweigen würde... oder scheint dir das nicht auch so? ... und ich glaube, du darfst mir jetzt ruhig vertrauen. — Es müsste denn sein, dass ich mich täusche, und dass alles ganz anders ist, als ich mir vorstelle, dass du nichts mehr fühlst ... dass du mich wirklich von ganzer Seele verabscheust ... Dann sag es.“

Er schwieg. Er hatte vor sich hin gesprochen, ohne sie anzusehen, jetzt blickte er zu ihr hin, da sie nicht antwortete. Rasch versuchte sie, ihr Gesicht vor ihm zu verbergen, aber er hatte die Tränen schon gesehen, die ihr über die Wangen rannen. Mit plötzlichem Entschluss trat er zu ihr hin, fasste ihr Gesicht zwischen seinen Händen und küsste ihr die Trä-

nen weg, und dann zog er sie an sich und hielt sie fest und presste seine Lippen auf ihren Mund. Sie wehrte sich nicht mehr.

Es wurde an die Türe geklopft, sie hörten es nicht, und auch ein zweites und ein drittes Anklopfen überhörten sie. Die Tür wurde aufgemacht, Dr. Leidlig trat auf die Schwelle und blieb verdutzt stehen, eine Entschuldigung stammelnd.

Erschrocken wollte sich Agathe aus der Umarmung befreien, aber Rieter liess sie nicht los, sondern blickte lächelnd zu Leidlig hinüber. Der hielt noch die Türklink in der Hand und wollte eben wieder hinausgehen.

Aber Rieter hielt ihn mit den Worten zurück:

„Treten Sie ruhig ein, Herr Doktor, Sie können uns gerade zu unserer Verlobung beglückwünschen.“

Sechstes Kapitel

Schnipsli hatte zu Hause auf Lukas gewartet, sie hatte dann das Essen gerichtet, eine Kartoffelsuppe mit Würstchen und Salat, als er nicht gekommen war, hatte sie ihren Hunger gegessen und das Übrige gebliebene beiseite gestellt. Um sich die Wartezeit zu verkürzen, hatte sie angefangen, in ihren Sachen gründlich aufzuräumen, zu waschen und das Gewaschene auf der Terrasse mit dem knackenden Blechboden zum Trocknen auszuhängen. Endlich hatte sie das Buch über die „Frauenmode im Spiegel der Malerei“, das sie von Rieter zur Besprechung im „Boten“ erhalten, hervorgezogen, darin geblättert, zu lesen begonnen und sich ein paar Anmerkungen aufgeschrieben, aber sie hatte den Kopf nicht bei der Sache, ihre ungeduldige Neugierde war nach und nach zu gross geworden.

Sie mußte sich aber noch recht lange gedulden, bis Lux endlich heraufkommen hörte. Er schien sehr guter Laune zu sein, denn er sang laut vor sich hin:

„Sie hat ein Hüeterl auf
Eine wunderschöne Feder drauf
Sie sah so ria-reizend aus
Und ich ging mit ihr nach Haus

(Fortsetzung)

Sim Chlapperläubli umenand

Es git Lüt, wo d'r Rappel überhöme, we-n-es
gägem Früehlig zuegetht. Der Wiggu u mi
pact's emel o jedesmal, we d'Schneeglöggli
aföh lüte. De träffe mer is alben am erschte schöne
Märzetag i aller Herrgottsfrüehi bin Studer-
scheit u früelere düre Bremer z'durab gag der
Neubrügg. D'Amäle finge. D'Tanne verzellen
enand die schönste Früehligsmärli, d'Are
ruuschet ihres uralte Lied — u mir zwee
Cheusine trappe düre stilli Badwägli i chalte
Morgen us. Der Guggler rüeft. Der Wind
rüttlet übermüetig a den alte Bäum dasume.
I de Bärge — wyt im Oberland, im Wallis,
im Gotthardgebiet guet der Föhn u gheht
Staub- und Schneebrättauenen i ds Tal. I
syr unbändige Chraft schryht der Schnee Hütte
z'Vode u-n-es stärke Lüt i der wunderchönste
Schneelandchaft. Freud u Leid — Not u Glück
fi nach bynenand, bsunders i de Bärge, u mir
wei se nid vergässen üft Bärgebure, wo im
Summer ds Heu müehsältig müessen a stozige

Gäng jämedhraue — wo im Winter mit Föhn
u' Lawinen im herte Kampf stande. Jede Jah-
reszagt het ihrer schöne Syte. Jede Tag bringt
syner Sorge — weder es isch nid gäng so ring
zu Sorgen u' Leid es, „ja“ z'fäge. We mer der
Chrieg o nid im Land hei — jede het sis Dur-
dest z'trage u' mir wei ab em Gländ i den
umliegende Länder d'Not im eigei Volk nid
veräasse.

Wo-n-i gesichter früeh am Tag dür ds Quar-
tier trappet bi, i däm i scho sit süßzähe Jahre
wohne — es isch a däm Morge gsi, wo mer is
him Stunderscheit hei welle träffe, der Miggu
u-nig — ghören i undereinisch Wasser rumsche.
No isch kes Tram gsfahre. Der Tag het no nid
afa lärmte. Still isch es gsi i de Straäze. Im
ene Garte, a däm i jede Tag mängs Mal —
u i dene viele Jahre vielleicht tuusig Mal ver-
by gange bi — ha-n-i e Brunne entdeckt. I ha
dür e Gartezuun glücklet u dört isch e Trog
gfande. Vom ene Lätzbag halb verdeckt. Us der
Röhren isch Wasser glosse. U das Wasser het
pläuberlet, isch süßerli i Trog abetroßlet u het
ne gfüllt. U uf der Röhren isch es Vögeli
ghöcklet u het sis Schnäbeli mit däm früeh-
läbige Wasser gfüllt — u jedes Mal, we ds
Schnäbeli voll isch gsi, het's ds Oringli usgha-
u het ds Wasser la aberümelse dür ds Hälsli abe.

So geisch mängisch im Låbe a öppis Schöönem
verby. Du hach nit derfür, daß es nit glesch,
daß es nit gßörch. Dr Alltagslärm übertönt
gar mängs! I der Haft oder we di d'Arbeit
ganz gfangen het oder we de Angst heßch, geist

der öppis ganz Fyns, öppis Wunderdorn
verlore.

Deunne het scho ghörig Chraft. Me
der Wintermantel a hinderste Saagen
Gleiderchaft — u me der Chemifager gru
het, tüe mer des Ofetiuri zue — für das
Aber des Türlis du item Hätz mei mer
halte u am Nächste nid verby ga.

Ds Schneeglöggli lütet — ds Schneeglöggli
lüuchtet. — der Frühling isch da! Chäben

